

# Resilienz deuten – Schlussfolgerungen für die Prävention

*Michael Fingerle*

In der Literatur zu Frühen Hilfen und zur Frühprävention, aber auch in anderen präventiv ausgerichteten pädagogischen Handlungsfeldern, spielt der Begriff der Resilienz seit einiger Zeit eine wesentliche Rolle. Die Faszination dieses Begriffes speist sich aus dem Entwicklungsoptimismus, der mit ihm einhergeht und in der empirisch belegbaren Existenz von Personen begründet ist, die sich trotz großer psychosozialer Belastungen positiv entwickeln. Es handelt sich jedoch um ein Phänomen, das einige auf den ersten Blick irritierende Eigenschaften aufweist und sich einer einfachen Interpretation verschließt (was es jedoch umso faszinierender macht). Ich möchte den folgenden Überlegungen eine Auffassung des Resilienzbegriffs zugrunde legen, die weniger auf eine Persönlichkeitseigenschaft rekurriert. Ich möchte vielmehr Resilienz zum einen als ein zumindest *temporär feststellbares Entwicklungsergebnis* verstehen und zum anderen als ein damit korrespondierendes *Wissen der resilienten Person um Ressourcennutzung im Sinne eines Bewältigungskapitals*; dieses Wissen kann aber nicht unabhängig von bestimmten *Entwicklungsumgebungen* erworben werden. Dieses Begriffsverständnis ist wiederum eingebettet in eine probabilistische Auffassung von Entwicklungsprozessen, wie sie auch in der klinischen Entwicklungspsychologie und der Entwicklungspsychopathologie zugrunde gelegt wird (z. B. Cicchetti 1999). Der Schwerpunkt der Ausführungen wird auf den Implikationen dieser Resilienzkonzeption für Prävention und Förderung liegen.

## 1. Das Resilienzphänomen

Alle Diskurse über Resilienz gründen letztendlich in einem empirisch belegten Phänomen: Kinder, die sich trotz großer sozialer und psychischer Belastungen positiv entwickeln. Dies ist das Phänomen der Resilienz, das nunmehr seit einigen Jahren im deutschen Sprachraum auch in der Pädagogik (Göppel 1997), der Förderpädagogik (Fingerle/Freytag/Julius 1996), der Sozialpädagogik und der Frühförderung (Wustmann 2004, 2005; Fröhlich-Gildhoff/Rönnau-Böse 2009) stärkere Beachtung findet.

An dieser Stelle soll darauf hingewiesen werden, dass die Klassifikation eines Entwicklungsergebnisses als „positiv“ oder „negativ“ zwar anhand empirischer Indikatoren festgelegt wird, dass es sich hierbei aber natürlich letzten Endes um Definitionen handelt, die sich an sozialen und kulturellen Normen orientieren, die ihrerseits weder objektiv noch absolut sind. Die vorliegenden Studien folgten dabei dem Wertekanon der Mittelschichten in den Industrienationen. Diese Setzungen lassen sich selbstverständlich dekonstruieren bzw. gegen andere Setzungen austauschen.

Wie alle Definitionen sind sie nicht in einem empirischen Sinne wahr oder falsch, sondern nur mehr oder weniger nützlich. In diesem Zusammenhang liegt ihr unmittelbarer Nutzen zum einen in der Ermöglichung einer empirischen Analyse (für die solche Leitdifferenzen unabdingbar sind) und zum anderen in der Notwendigkeit, den Analysen eine gewisse soziale Validität (sensu Winett/Moore/Anderson 1991) zu verleihen.

Als empirischer Beleg für Entwicklungswege, die zwar unter gleichen Bedingungen zustande kommen wie die Entwicklung von Verhaltensbeeinträchtigungen, die aber dennoch eine sozial anschlussfähige Richtung einschlagen und mit psychischem Wachstum verknüpft sind, stellt die Resilienzforschung einen naheliegenden theoretischen Ausgangspunkt für Prävention und Diagnostik dar. Auch in der Psychologie wurde dieser Zusammenhang erkannt, und motivierte neben der Entwicklung von Förderprogrammen u.a. auch zur Formulierung einer ressourcenorientierten Diagnostik (z. B. Klemenz 2003; Petermann/Schmidt 2009). Diese Studien zur positiven Entwicklung innerhalb von Hochrisikopopulationen bieten tatsächlich einen Ausgangspunkt zur empirischen, aber auch theoretischen Fundierung von Präventions- und Förderkonzepten. Es fehlt zwar auch hier nach wie vor an einem geschlossenen Modell, doch die Studien – bzw. die Reflexion ihrer Ergebnisse – liefern zumindest relevante Eckpunkte für die Konzeption einer ressourcenorientierten Förderung im Hinblick auf Möglichkeiten und Grenzen von Präventionsprogrammen und Diagnostik.

Die Ergebnisse der Resilienzstudien zeigen aber auch, dass die Wirkungsweise von Risikofaktoren und Ressourcen keineswegs so simpel ist, dass man durch ihre stärkere Einbeziehung einfach durchzuführende förder(diagnostische) Regeln erhält. So wird beispielsweise in der förderdiagnostischen Literatur häufig gefordert, von den Stärken der Person auszugehen, und auch in Beratungskonzepten (z. B. Mutzeck/Jogschies 2004) wird oft – zu Recht – darauf hingewiesen, dass sich Ressourcen auch hinter vermeintlichen Verhaltensdefiziten verbergen können, da ein

Verhaltensdefizit auch eine im Kern vorhandene, aber falsch angewandte Fähigkeit sein kann (so impliziert etwa aggressives Verhalten das positive Motiv der Selbstbehauptung). Es zeigt sich aber in der Rezeption der Ergebnisse der Resilienzforschung, dass eine unreflektierte Umdeutung oder Dekonstruktion von „Defiziten“ zu „Stärken“ vermutlich nicht ausreicht, um der Komplexität von Entwicklungsdynamiken gerecht zu werden – obwohl dies einen wichtigen Teilschritt darstellen kann. Es dürften vor allem zwei Aspekte sein, die für Prävention und Diagnostik relevant sind. Zum einen handelt es sich dabei um die Schwierigkeiten, Risikofaktoren und Ressourcen voneinander abzugrenzen und um die in jedem Falle probabilistische Natur solcher Konstrukte. Zum anderen scheinen bei der Entstehung positiver Entwicklungsergebnisse soziale Faktoren eine nicht geringe Rolle zu spielen, so dass eine allein auf personalen Faktoren aufbauende Förderung wahrscheinlich zu kurz greift. Auf beide Punkte soll im Folgenden näher eingegangen werden, wobei der Schwerpunkt auf dem sozialen und emotionalen Verhalten liegen wird.

#### *Resilienz, Risikofaktoren, Schutzfaktoren und Ressourcen*

Man kann den Begriff der Resilienz auf zwei Arten erläutern, die durchaus verschieden, jedoch nicht voneinander unabhängig sind. Die einfachste Sichtweise beschränkt sich (wie bereits erwähnt) auf die *Charakterisierung eines empirischen Phänomens*: Es gibt Menschen, die sich positiv entwickeln, obwohl sie unter Bedingungen aufwachsen, von denen bekannt ist, dass sie mit einem hohen Risiko für die Entstehung von psychischen Problemen und dysfunktionalen Verhaltensmustern einhergehen. Die Forschung wurde sich der Existenz dieser Personengruppe in den siebziger und achtziger Jahren des 20. Jahrhunderts bewusst, als solche Personen in groß angelegten Längsschnittstudien identifiziert wurden, die teilweise vier Jahrzehnte lang durchgeführt wurden (z. B. Werner 2006). Ihre Entdeckung war für die Psychologie damals eine ausgesprochene Überraschung, da man nicht damit gerechnet hatte, dass Menschen unter hochgradig aversiven Bedingungen heranwachsen könnten, ohne psychische Schädigungen davonzutragen. Menschen, denen dies dennoch gelang, wurden in der Folge als „resilient“ im Sinne von „psychisch widerstandsfähig“ bezeichnet.

Die zweite Sichtweise stellt nun eine *Interpretation dieses empirischen Befundes* dar. Masten/Best/Garmezy (1990) definierten Resilienz als den „Prozess, die Fähigkeit oder das Ergebnis erfolgreicher Adaptation angesichts herausfordernder oder bedrohender Umstände im Sinne inne-

ren Wohlbefindens und/oder effektiver Austauschbeziehungen mit der Umwelt“ (S. 426). Ähnliche Definitionen finden sich auch bei anderen Autoren (z. B. Boswoth/Earthman 2002), auch aus neuerer Zeit, so zum Beispiel von Welter-Enderlin (2006): „Unter Resilienz wird die Fähigkeit von Menschen verstanden, Krisen im Lebenszyklus unter Rückgriff auf persönliche und sozial vermittelte Ressourcen zu meistern und als Anlass für Entwicklung zu nutzen“ (S.13).

Solche Definitionen gehen über das reine Konstatieren der empirischen Existenz eines Spezialfalls positiver Entwicklung hinaus und benennen eine bestimmte, individuelle Kompetenz als deren Ursache. Man bemerkt jedoch auch, dass es sich bei dieser Kompetenz um keine einfach zu fassende Einzelfähigkeit oder Ressource wie Intelligenz oder einen bestimmten Copingstil zu handeln scheint, sondern eher um eine Art Metawissen, das sich zwar beschreiben, aber nur schwer operationalisieren (bzw. diagnostizieren) lässt.

Beide Sichtweisen stellen nach wie vor den state of the art der Forschung dar: Es gibt solche resilienten Menschen und sie zeichnen sich nach allem, was wir wissen, durch eine flexible und adaptive Qualität der Nutzung personaler und sozialer Ressourcen aus. Diese Kompetenz scheint aber kein stabiles Persönlichkeitsmerkmal zu sein, sondern einer stärkeren zeitlichen und situativen Variabilität zu unterliegen, als dies für klassische Personenmerkmale wie Intelligenz oder Selbstwertgefühl gilt.

Der zitierten Definition gingen Versuche voraus, resiliente Menschen auf eine einfachere Weise zu charakterisieren, die leichter diagnostizierbar (und trainierbar) wäre. Man war der Ansicht, dass die Entwicklung von Resilienz die Folge des Vorliegens von sog. Schutzfaktoren (protektiven Faktoren) sei, welche die Wirkung von Entwicklungsrisiken (Risikofaktoren) kompensieren oder sogar komplett ausschalten könnten. Diese Auffassung zieht eine Reihe methodologischer Probleme nach sich, denn definiert man Schutzfaktoren lediglich als das Gegenteil von Risikofaktoren, dann bedeutet dies, dass Personen, die über Schutzfaktoren verfügen, zunächst einmal weniger Risikofaktoren ausgesetzt sind als Menschen, die über keine Schutzfaktoren verfügen – statt eines qualitativen Unterschieds würde lediglich eine unterschiedlich hohe Nettorisikobelastung vorliegen. Diese Debatte führte zu dem Ergebnis, Schutzfaktoren im engeren Sinne sollten durch die Eigenschaft gekennzeichnet sein, dass sie nur dann besondere Wirkung haben, wenn ein Risikofaktor vorliegt, ansonsten aber latent bleiben. Man kann sich dies ähnlich vorstellen wie einen Impfstoff, der den Körper gegen einen bestimmten Krankheitserreger immunisiert, doch im Übrigen die Gesundheit weder im Guten noch im Schlechten beeinflusst.

Die Suche nach Schutzfaktoren, die dieser strengen Definition genügen, führte bislang allerdings nicht zu überzeugenden Ergebnissen. Die vorliegenden nationalen und internationalen Längsschnittstudien leiden darunter, dass ihre Stichproben in aller Regel nicht groß genug sind, um derartig spezifische Effekte auf statistisch belastbare Weise analysieren zu können. In einer aktuellen Studie zur Wirkung von Risikofaktoren und Ressourcen bei aggressivem Verhalten im Grundschulalter (Schlack/Hölling/Petermann 2009) fand sich nur ein begrenzter protektiver Effekt für den Faktor „familiäre Wärme“, doch da es sich bei dieser Untersuchung um eine Querschnittstudie handelte, konnten gerichtete Effekte und langfristige Zusammenhänge nicht analysiert werden. Die Frage nach der Existenz von Schutzfaktoren, die der strengen Definition entsprechen, ist damit zwar nach wie vor offen, doch es scheint angebracht zu sein, anstelle des Begriffs „Schutzfaktor“ besser den etwas neutraleren Begriff der „Ressource“ zu verwenden, wenn man von Faktoren wie Selbstwertgefühl, sicherer Bindung u.ä. spricht.

Nichtsdestoweniger förderte die Debatte um die Resilienzstudien dennoch Einsichten zu Tage, die für Prävention, Förderung und Diagnostik von hohem Interesse sind, und interessanterweise hängt dies mit einigen der Gründe zusammen, warum sich bisher keine eindeutigen Schutzfaktoren finden ließen. Insgesamt zeigte es sich nämlich, dass die Unterscheidung zwischen Risikofaktoren und Schutzfaktoren (oder auch Ressourcen) an sich bereits hochproblematisch ist. So repräsentiert beispielsweise ein hohes Selbstwertgefühl in den Augen der meisten Pädagogen und Psychologen eine Ressource, während ein niedriges Selbstwertgefühl mit einem höheren Risiko für andere psychische Probleme behaftet ist. Nun kann aber auch ein hohes Selbstwertgefühl unter Umständen das Risiko für Verhaltensprobleme erhöhen – so scheint es bei einigen aggressiven Jugendlichen mit ihrem Problemverhalten geradezu kausal verknüpft zu sein, anstatt als ausgleichender Faktor zu wirken (z. B. Baumeister/Smart/Boden 1996). Solche und ähnliche Phänomene (Lösel/Bender 2007) führen m. E. zu dem Schluss, dass es vermutlich prinzipiell unangemessen ist, personalen und sozialen Merkmalen den Status einer Ressource oder eines Risikofaktors exklusiv zuzuweisen. Welche Rolle ein Merkmal spielt, scheint vielmehr nicht unwesentlich von der Funktion abzuhängen, die das Merkmal in der Gesamtkonstellation ausübt (Staudinger 1999). Das führt zu einer probabilistischen und interaktiven Betrachtungsweise: Jeder Faktor hängt jeweils mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit sowohl mit positiven als auch negativen Wirkungen zusammen, die von Bedingungsgefüge zu Bedingungsgefüge wechseln können. Da sich Lebensbedingun-

gen im Verlauf der Entwicklung leichter und schneller ändern können als Selbstwirksamkeit und andere Ressourcen, erklärt sich, wieso Ressourcen alleine für sich eine relativ geringe prognostische Validität (Lösel/Bender 2007) für positive Entwicklungsverläufe haben und Resilienz keine hochgradig stabile Eigenschaft ist. Offenbar kommt es nicht nur auf die Verfügbarkeit von Ressourcen an, sondern auch auf eine gewisse Flexibilität in ihrem Einsatz. Aus diesen Gründen scheint es mir angemessenen zu sein, resilienten Menschen nicht in erster Linie eine bestimmte Persönlichkeitseigenschaft zuzuschreiben und Resilienz nicht als unmittelbare Folge bestimmter Ressourcen anzusehen. Es scheint mir angemessener zu sein, Resilienz als das (zumindest temporäre) Ergebnis von Lebenspraxen zu sehen, in denen Ressourcen identifiziert und genutzt werden, um in einer persistenten Weise sozial anschlussfähige Ziele zu verfolgen. Das erfordert Prozesse des Erlernens situationsangemessener Zielanpassung und Zielverfolgung, aber auch der Identifikation und Optimierung eigener Fähigkeiten, bzw. der Kompensation fehlender Ressourcen. Solche Strategien sind bereits in der Copingforschung und der Entwicklungspsychologie beschrieben worden (Brandstädter/Renner 1990; Freund/Baltes 1998), ihre Entstehung ist aber noch verhältnismäßig wenig untersucht worden. Es handelt sich jedoch nicht um bestimmte Lebensziele oder Ressourcen, sondern um Formen des Umgangs mit Ressourcen und Zielen. Ich möchte sie als Praxen bezeichnen, da sie in Auseinandersetzung mit dem unmittelbaren Lebensalltag entspringen und auch implizites, prozedurales Wissen enthalten, das sich nur schwer verbalisieren lässt. In Anlehnung an Bourdieus Begriff des kulturellen Kapitals (Bourdieu 1977) oder auch an das den PISA-Studien zugrunde gelegte, dem Kapitalbegriff verwandte Konzept der literacy (vgl. Stalder/Meyer/Hupka-Brunner 2008) könnte man diese Praxen als Bewältigungskapital auffassen und folgendermaßen definieren:

„Über Bewältigungskapital zu verfügen bedeutet, Ressourcen zu identifizieren, zu nutzen und über sie zu reflektieren, um eigene Ziele zu erreichen, das eigene Potential zur Bewältigung von Problemen und Krisen weiterzuentwickeln und am gesellschaftlichen Leben teilzunehmen.“

Das Verfügen über ein derartiges psychosoziales Kapital erhöht die Wahrscheinlichkeit für eine Bewältigung von Belastungen und Entwicklungshindernissen, auch wenn es zunächst zu Misserfolgen und einem psychischen Einbruch kommen kann. Aber auch diese Praxen dürften ihre Grenzen haben und sogar gelegentlich ins Gegenteil umschlagen. So mag ein in der Kindheit erworbener, vermeidender Bindungstyp für ein Kind aus einem sozialen Brennpunkt zu einer Ressource werden, wenn

dieser Verhaltensstil dazu genutzt wird, sich von delinquenten Peers zu distanzieren, sich auf seine Fähigkeiten zu konzentrieren und autonome Ziele zu verfolgen. Ein vermeidender Bindungstyp geht aber auch mit einem Risiko für Beziehungsprobleme einher, die sich viel später in der Biografie negativ auswirken können. Für pädagogische Ansätze dürfte es aber auch interessant sein, der Frage nachzugehen, welche Lernumgebungen und -angebote den Erwerb derartiger adaptiver Praxen anregen und fördern können.

## 2. Resilienz und Prävention

Diese Eigenschaften von Risiken und Ressourcen haben eine unmittelbare Konsequenz für die Betrachtung von präventiven Ansätzen. Legt man die skizzierte probabilistische Perspektive zugrunde, so folgt daraus, dass die zeitlich beschränkte Förderung von personalen Ressourcen ohne beratende Rahmung vermutlich geringere Effekte hat als sonst zu erwarten wäre – ja, im Einzelfall kann sie sogar unerwünschte negative Effekte haben und ein Problemverhalten verstärken. Es wird zwar immer einen Personenkreis geben, der von solchen Maßnahmen profitiert, aber eben auch immer Personen, für welche die Stärkung ihrer personalen Ressourcen alleine noch nicht ausreicht. Man könnte das auch zugespitzter formulieren: Solche Präventionen sind sehr wohl nützlich, aber sie reichen nicht aus.

In diesem Zusammenhang hilft es, sich zu vergegenwärtigen, dass soziale Faktoren für das Resilienzphänomen eine nicht unwesentliche Rolle spielen. Dies betrifft insbesondere die Rolle der sog. Mentoren. Damit sind Personen gemeint, die für Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene eine wegweisende und beratende, aber auch fordernde Funktion einnehmen (Hamilton/Darling 1996). Schon in den als klassisch zu bezeichnenden Langzeitstudien zur Resilienz wurden solche Personen immer wieder im Lebenslauf der später als resilient eingestuften Kinder identifiziert. Ob als Lehrer, Betreuer oder Verwandte – sie standen zur Verfügung und übten eine richtungsweisende Funktion aus (Grossmann 2003). Auch in neueren Studien wurden diese Befunde repliziert. Zimmermann, Bingenheimer und Notaro (2002) befragten 770 Jugendliche einer US-Großstadt, von denen 52 % angaben, dass es in ihrem Leben Personen gegeben habe, die eine Mentorenrolle ausübten. Die Autoren konnten nachweisen, dass das Vorhandensein solcher Mentoren mit geringerem Problemverhalten und einer positiveren Einstellung zur Schule einherging. Noch deutlichere Ergebnisse liegen aus einer Längsschnittuntersuchung vor, die sich mit

der Entwicklung der Kinder von 102 adoleszenten Müttern über einen Zeitraum von 14 Jahren befasste (Howard et al. 2007) und in der ebenfalls die wichtige Rolle von Mentoren belegt werden konnte. Diese Studie zeigte aber auch, dass die größten abpuffernden Effekte aus einer Kombination von vier Variablen resultierten: Das Vorhandensein einer guten Eltern-Kind-Beziehung, eines sozialen Netzwerks für die jungen Mütter, der Wahrnehmung von sozialen und sportlichen Aktivitäten, sowie einem Faktor, der als „Religiosität/Spiritualität“ beschrieben wurde und sich wohl allgemeiner im Sinne von Antonovskys Kohärenzgefühl (vgl. Antonovsky 1987) bzw. als Gefühl der Sinnhaftigkeit interpretieren ließe.

Dies verweist auf den schon länger bestehenden Befund, dass eine weitere, für die Entstehung von Resilienz wesentliche soziale Ressource sichere Bindungsmuster bzw. familiäre Beziehungsgefüge zu sein scheinen, die von Sicherheit, Unterstützung und Möglichkeit zur Exploration geprägt sind. Zumindest für die frühe Kindheit dürfte eine als sichere Bindung charakterisierbare Beziehung die wesentlichste psychosoziale Ressource für eine positive Entwicklung darstellen (vgl. Grossmann/Grossmann 2007).

Fasst man beide Ergebnisse der Resilienzforschung zusammen, so unterstreichen sie die eingangs getroffene Feststellung: Die alleinige Konzentration auf den Aufbau personaler Ressourcen dürfte für den Aufbau jenes Bewältigungskapitals, das sich bei resilienten Personen findet, noch nicht ausreichend sein. Gemäß der probabilistischen Natur des Resilienzphänomens sind Ressourcen keine Faktoren, die in jedem Falle positive Ergebnisse nach sich ziehen. Es bedarf auch der Anleitung und Beratung in ihrer Identifikation und sinnvollen Nutzung, d.h. im Erwerb von als sinnvoll erlebten Lebenspraxen. Dies legt die Vermutung nahe, dass soziale Ressourcen, um zur Entstehung von positiver Entwicklung nachhaltig beitragen zu können, nicht als isolierte Einzelfaktoren betrachtet werden sollten, sondern als Konstellationen, in denen nicht nur Sicherheit und Unterstützung, sondern auch Entwicklungsorientierung und praktische Beratung, aber auch sinnhafte Ziele geboten werden. Derartige Konstellationen dürften für Kinder aus Hochrisikogruppen eine Art von Nischenfunktion erfüllen, die für den Erwerb ressourcenaktivierender Praxen nötig ist.

### **3. Fazit**

Insgesamt betrachtet stellen die aufgeführten Eigenschaften des Resilienzphänomens die Notwendigkeit von Präventions- und weiteren Förderpro-

grammen keineswegs in Frage, sie führen aber zu einer differenzierteren Sichtweise. Grundsätzlich sind alle Programme und Angebote nützlich, es kann aber vermutet werden, dass Programme, die sich auf den Aufbau personaler Ressourcen konzentrieren, in toto bei weniger Personen langfristige positive Entwicklungseffekte haben dürften, als Programme, denen es gelingt, auch die skizzierten Entwicklungsumgebungen miteinander zu beziehen. Dies dürfte vor allem für Personen zutreffen, die nicht bereits – zumindest in Ansätzen – Zugang zu entwicklungsorientierten sozialen Settings haben. Es ist nach wie vor wenig über die differenziellen Effekte von Förderprogrammen für verschiedene Adressaten und Nutzer bekannt, so dass man hier tatsächlich auf Vermutungen angewiesen ist; sie lassen sich allerdings anhand dessen, was über die Bedingungen der Entwicklung resilienter Personen bekannt ist, begründen.

Die Frage, inwieweit Präventionsprogramme zur Entstehung von Resilienz beitragen können, ist auch deshalb schwer zu beantworten, weil hier ein nicht geringes diagnostisches Problem vorliegt. Resilienz ist bis dato nicht im jenem Sinne diagnostizierbar, dass sich ihre Entwicklung vorhersagen ließe. Zwar lässt sich bei einer Person im Rahmen der Anamnese (oder einer vergleichbaren Form der biografischen Fallbearbeitung) leicht feststellen, ob ihre bisherige Entwicklung der eingangs erwähnten Definition des Resilienzphänomens entspricht, doch es existieren keine brauchbaren Operationalisierungen, um auch resilienzbezogene Entwicklungspotentiale zuverlässig diagnostizieren zu können (zumal das Resilienzphänomen ohnehin weniger stabil ist als andere Konstrukte). Es bietet sich daher an, in einer etwas neutraleren Form von einer ressourcenorientierten Diagnostik zu sprechen (vgl. Klemenz 2003; Petermann/Schmidt 2009). Dies gilt auch für die bereits publizierten Resilienzskalen (Bettge/Ravens-Sieberer 2003), da sie bislang nicht anhand von Längsschnittdaten validiert wurden. Aber auch bei einer vorsichtigeren begrifflichen Herangehensweise ist man mit dem bereits erwähnten Problem konfrontiert, dass sich Risikofaktoren und Ressourcen keineswegs so eindeutig voneinander abgrenzen lassen, wie dies wünschenswert wäre. Ob ein Förderprogramm tatsächlich Resilienz fördern kann, lässt sich daher nach wie vor nur in belastbarer Art und Weise beantworten, wenn es möglich ist, den Evaluationszeitraum solcher Programme auf sehr lange Zeiträume auszudehnen.

Nicht nur die evaluative Absicherung der Effekte stellt Forschung und Praxis vor große organisatorische und finanzielle Herausforderungen, dies gilt auch für die Einführung von Mentorenprojekten oder die Implementation von entwicklungsorientierten Settings. Abgesehen von dem

hohen Personalbedarf für ein zuverlässiges Fallmanagement und den damit einhergehenden Kosten, stellen solche Präventionsstrategien hohe Ansprüche an die zeitliche Verfügbarkeit, Zugänglichkeit und Vernetzung von Angeboten sowie ihre Individualisierung. Ein solcher Aufwand würde sich aber damit rechtfertigen, dass so noch passgenauere Angebote entwickelt werden könnten, um Resilienz, wie schwer auch immer sie sich greifen lässt, dennoch möglichst zielgerichtet zu fördern.

## Literatur

- Antonovsky, A. (1987): *Unraveling the mystery of health: How people manage stress and stay well*. San Francisco
- Baumeister, R. F./Smart, L./Boden, J. M. (1996): Relation of threatened egotism to violence and aggression: The dark side of high self-esteem. In: *Psychological Bulletin*, 103, S. 5–33
- Bettge, S./Ravens-Sieberer, U. (2003): Schutzfaktoren für die psychische Gesundheit von Kindern und Jugendlichen – empirische Ergebnisse zur Validierung eines Konzepts. In: *Gesundheitswesen*, 65, S. 167–172
- Bosworth, K./Earthman, E. (2002): From Theory to Practice: School Leaders' Perspectives on Resiliency. In: *Journal of Clinical Psychology*, 58, S. 299–306
- Bourdieu, P. (1977): Cultural reproduction and social reproduction. In: Karabel, J. (Hrsg.): *Power and ideology in education*, S. 487–511. New York
- Brandstädter, J./Renner, G. (1990): Tenacious goal pursuit and flexible goal adjustment: Explication and age-related analysis of assimilative and accommodative strategies of coping. In: *Psychology and Aging*, 5, S. 48–67
- Cicchetti, D. (1999): Entwicklungspsychopathologie: Historische Grundlagen, konzeptuelle und methodische Fragen, Implikationen für Prävention und Intervention. In: Oerter/von Hagen/Röper/Noam (Hrsg.): *Klinische Entwicklungspsychologie*, S. 11–44. Weinheim
- Fingerle, M./Freytag, A./Julius, H. (1997): Emotionale Regulationsmechanismen, Bindungsmodelle und die Widerstandsfähigkeit gegenüber ungünstigen Entwicklungsbedingungen – Offene Fragen der Resilienzforschung. In: *Sonderpädagogik*, 27, S. 202–211
- Freund, A. M./Baltes, P. B. (1998): Selection, optimization, and compensation as strategies of life management: Correlations with subjective indicators of successful aging. In: *Psychology and Aging*, 13, S. 513–543
- Fröhlich-Gildhoff, K./Rönnau-Böse, M. (2009): *Resilienz*. München
- Göppel, R. (1997): *Ursprünge der seelischen Gesundheit. Risiko- und Schutzfaktoren in der kindlichen Entwicklung*. Würzburg
- Grossmann, K. E./Grossmann, K. (2007): „Resilienz“ – Skeptische Anmerkungen zu einem Begriff. In: Fookien/Zinnecker. (Hrsg.): *Trauma und Resilienz. Chancen und Risiken lebensgeschichtlicher Bewältigung von belasteten Kindheiten*, S. 29–38. Weinheim
- Grossmann, K. E. (2003): Emmy Werner: Engagement für ein Lebenswerk zum Verständnis menschlicher Entwicklung über den Lebenslauf. In: Brisch/Hellbrügge (Hrsg.): *Bindung und Trauma. Risiken und Schutzfaktoren für die Entwicklung von Kindern*, S. 15–33. Stuttgart

- Hamilton, S. F./Darling, N. (1996): Mentors in adolescents' lives. In: Hurrelmann/Hamilton (Hrsg.): *Social problems and social contexts in adolescence*, S. 121–139. Hawthorne, NY
- Howard, K. S./Carothers, S. S./Smith, L. E./Akai, C. E. (2007): Overcoming the odds: Protective factors in the lives of children. In: Borkowski/Farris/Whitman/Carothers/Weed/Keogh (Hrsg.): *Risk and resilience. Adolescent mothers and their children grow up*, S. 205–232. Mahwah (NJ)
- Klemenz, B. (2003): *Ressourcenorientierte Diagnostik und Intervention bei Kindern und Jugendlichen*. Tübingen
- Lösel, F./Bender, D. (2007): Von generellen Schutzfaktoren zu spezifischen protektiven Prozessen: Konzeptuelle Grundlagen und Probleme der Resilienzforschung. In: Opp/Fingerle (Hrsg.): *Was Kinder stärkt. Erziehung zwischen Risiko und Resilienz*, S. 57–78. München
- Masten, A. S./Best, K. M./Garmezy, N. (1990): Resilience and development: Contributions from the study of children who overcome adversity. In: *Development and Psychopathology*, 2, S. 425–444
- Mutzeck, W./Jogschies, P. (Hrsg.) (2004): *Neue Entwicklungen in der Förderdiagnostik*. Weinheim
- Petermann, F./Schmidt, M. H. (2009): Ressourcenorientierte Diagnostik – eine Leerformel oder nützliche Perspektive? In: *Kindheit und Entwicklung*, 18, S. 49–56
- Schlack, R./Hölling, H./Petermann, F. (2009): Psychosoziale Risiko- und Schutzfaktoren bei Kindern und Jugendlichen mit Gewalterfahrungen: Ergebnisse aus der KIGGS-Studie. In: *Psychologische Rundschau*, 60, S. 137–151
- Stalder, B. E./Meyer, T./Hupka-Brunner, S. (2008): Leistungsschwach – Bildungsarm? Ergebnisse der TREE-Studie zu den PISA-Kompetenzen als Prädiktoren für Bildungschancen in der Sekundarstufe II. In: *Die Deutsche Schule*, 100, S. 436–448
- Staudinger, U. (1999): Perspektiven der Resilienzforschung aus der Sicht der Lebensspannen-Psychologie. In: Opp/Fingerle/Freytag (Hrsg.): *Von den Stärken der Kinder. Erziehung zwischen Risiko und Resilienz*, S. 343–350. München
- Welter-Enderlin, R. (2006): Resilienz aus der Sicht von Beratung und Therapie. In: Welter-Enderlin/Hildenbrand (Hrsg.): *Resilienz – Gedeihen trotz widriger Umstände*, S. 7–19. Heidelberg
- Werner, E. E. (2006): Wenn Menschen trotz widriger Umstände gedeihen – und was man daraus lernen kann. In: Welter-Enderlin/Hildenbrand (Hrsg.): *Resilienz – Gedeihen trotz widriger Umstände*, S. 28–42. Heidelberg
- Winett, R. A./Moore, J. F./Anderson, E. S. (1991): Extending the concept of social validity: Behavior analysis for disease prevention and health promotion. In: *Journal of Applied Behavior Analysis*, 24, S. 215–230
- Wustmann, C. (2004): *Resilienz. Widerstandsfähigkeit von Kindern in Tageseinrichtungen fördern*. Weinheim
- Wustmann, C. (2005): Die Blickrichtung der neueren Resilienzforschung. In: *Zeitschrift für Pädagogik* 2005, S. 192–206
- Zimmerman, M. A./Bingenheimer, J. B./Notaro, P. C. (2002): Natural mentors and adolescent resiliency: A study with urban youth. In: *American Journal of Community Psychology*, 30, S. 221–243